

American Style

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Der Kreis : eine Monatsschrift = Le Cercle : revue mensuelle**

Band (Jahr): **12 (1944)**

Heft 7

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-568907>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

American Style

Eine Kurzgeschichte von Granand

Aus dem „Erotischen Komödiengärtlein“

Im Schnellzug Bologna-Mailand. Der Zug hält gerade in Modena.
— Ein schöner heller Herbsttag mit leichter Luft.

Franz Amhof hat schon seinen Platz am Fenster. Er fährt erster Klasse, denn er begleitet ein Rudel kunstbeflissener Fräulein als Cicerone nach Rom, ist somit auf einer Dienstreise und fragt nicht wie sonst nach den Kosten.

Der schnatternde Gänsestall ist soeben in dem Anschlußzuge, der über den Brenner nach Deutschland geht, untergebracht worden. Nun ist Franz Amhof seiner Fräulein ledig und seiner Freiheit froh und fährt zurück in sein Vaterland, die Schweiz.

Franz Amhof ist Student der Kunstgeschichte in Bern. Aber er ist weder so eng, noch so keusch wie diese Stadt. Hätte er, wie die mittelalterlichen Ritter, ein Panier, so stünde darauf: „Reisen, Kunst und die Liebe!“

Im übrigen ist Franz Amhof ein netter, fideler Bursch, eher klein als groß, aber schlank und elastisch, mit munteren Augen und einem sorglos heiteren Zug um den Mund.

Kurz bevor sich der Zug in Bewegung setzt, steckt ein Herr vom Gange aus seinen Kopf durch die Schiebetüre des Abteils, deutet auf den leeren Platz Franz gegenüber, und fragt mit Gebärden und sonst unverständlichen Lauten, ob der Platz frei wäre. Dann, auf die Bejahung hin, schiebt er zwei kleine tadellose Lederkoffer hinein, praktiziert sie mit kühnem Schwunge in das Netz über dem freien Platz und hat bei all seiner Geschicklichkeit nur das Pech, daß, gerade als der zweite Koffer oben ist, der Zug mit einem tückischen Ruck anfährt. Dies hat zur Folge, daß der Herr aus seinem Gleichgewicht gebracht wird und sich mit der ganzen Macht seiner Persönlichkeit Franz Amhof auf den Schoß setzt.

Worauf als Entschuldigung ein langgezogener, genäselter Ton erfolgt, der die Vokale e-a-o-u enthält, aber absolut nicht unliebenswürdig klingt.

Franzens Munde entflieht — das muß hier zugestanden werden! — bei dieser Gelegenheit ein leiser, aber ziemlich hoher Schrei, so daß sich der auf seinen Schoß getaumelte Herr schnell umsieht, in der Meinung, auf einer Dame zu sitzen.

Nun ist es freilich keine Kleinigkeit, einen Herrn wie diesen plötzlich auf den Schoß gesetzt zu bekommen, denn es handelt sich um einen sehr großen, kernigen Menschen mit mächtigen Schultern und eisernen Gliedern. Einen Menschen, der zudem einen pomposen, wie in Holz geschnitzten Schädel besitzt, und der schön und stark wie Siegfried ist.

Es kommt hinzu, daß Franz Amhof kurz vor seiner Italienfahrt Kellermanns „Tunnel“ las; daß er damit den Typ des rührigen Vollblutamerikaners in sich aufgenommen hatte: den Menschen mit dem eisernen Willen, der klugen Berechnung, der zähen

Energie, der strotzenden Gesundheit und der auf unbegrenzte Möglichkeiten eingestellten Schaffenskraft. Wenn nun Franz Amhof auch nicht alle diese Tugenden sofort an dem Reisegegnossen entdeckt, so schwört er doch schon im ersten Augenblick darauf, daß sie alle vorhanden sind, ebenso, wie er sofort weiß, daß es ein Amerikaner ist.

Kurz darauf sitzen sich beide wie zwei gut erzogene Weltbürger gegenüber. Der Zug ist in voller Fahrt; alles ist in bester Ordnung.

Dem Franz will es jedoch nicht als Zweck und Ziel der Fahrt erscheinen, daß alles in dieser bürgerlichen Ordnung verbleibt. Deshalb beginnt er im Stillen seine Fäden zu spinnen.

Er holt ein Notizbuch aus der Tasche und fängt an, in allen Winkeln und Falten seines Anzugs nach einem Bleistift zu suchen. Wie er die Situation dann so weit gebracht hat, daß er sich ungegeniert mit der Bitte um einen Bleistift an sein Gegenüber wenden kann, wird das begehrte Instrument ihm von dort schon mit dem freundlichsten, wenn auch unverständlichen Gemurmelt gereicht.

Somit ist der Kontakt vorhanden.

Ein paar pro forma hingekritzelt Zeilen genügen, dann wird der Bleistift zurückgegeben: Ich danke Ihnen vielmals.

Der Amerikaner macht eine freundliche Verbeugung und sagt: „Eaou!“

Franz Amhof kramt nun seine Schulkenntnisse hervor: „Are You American?“

Der Amerikaner: „Eaou yes!“... Worauf noch einige unverständliche Worte folgen.

Darauf Franz, um das künstliche Gewächshausprodukt dieser Konversation nicht eingehen zu lassen: „Fahren Sie nach Mailand?“

Der Amerikaner, der den Städtenamen immerhin verstanden hat: „Milan!... eaou!“

Franz versucht es mit Italienisch, Französisch, Deutsch; es ist alles vergebens. Und auch sein Englisch hat das Pech, von dem Amerikaner nicht verstanden zu werden. Trotzdem geht die Unterhaltung weiter. Sie wird gleichsam wie ein rein musikalischer Dialog geführt; die Melodie entscheidet, nicht das Wort. Und die Melodie übermittelt auch den Sinn. So bildet sich allmählich ein gegenseitiges Verstehen heraus.

Rein äußerlich zeigt sich dies folgendermaßen:

Man bewundert zunächst gemeinsam die Landschaft, findet, daß der Zug sehr schnell fährt, daß die Sitze sehr bequem sind und dergleichen harmlose Alltäglichkeiten mehr. Dann geht man auf den Gang hinaus, um die andere Seite der Landschaft zu besehen, aber auch, damit die inzwischen noch ins Coupé gekommenen Reisenden die Unterhaltung nicht mit anhören. Nach manchem Mißverständnis bekommt Franz heraus, daß der Amerikaner in Mailand nur einige Minuten Aufenthalt hat und gleich nach Zürich weiterfahren will.

Der Amerikaner fragt immer wieder: „Haben wir keine Verspätung?“ Franz versichert, daß der Anschlußzug wartet. Der Amerikaner sagt: „Yes!“ — Hat es aber nicht verstanden.

Dann entnimmt man seiner Rede noch, daß er in Zürich ein business hat, daß er gleich nach Paris weiterfahren muß, um sich dort ein paar Autos zu kaufen, und daß er dann so schnell wie möglich nach Amerika zurück will. — Time is money!

Franz erlaubt sich die Frage: „Was haben Sie denn für einen Beruf?“ — Er denkt an Ingenieur, Erfinder, an die unbegrenzten Möglichkeiten des Mannes im „Tunnel“.

Der Amerikaner, indem er wie selbstverständlich die Achseln zuckt: I make Buildings!

Wovon Franz indessen nicht ganz den Sinn begreift. — Er sagt dann: Ich studiere Kunst... les beaux Arts... history of art.

Diesmal versteht der Amerikaner die Worte. Allein er sieht den Grund nicht ein: Art?... Wieviel Geld machen Sie damit?

Franz entzieht sich dieser vernünftigen Frage mit dem Hinweis auf sein noch unvollendetes Studium: Ich studiere ja noch! I study! I study!...

Worauf der Amerikaner bemerkt: Sie müssen lernen, Geld zu machen! ...

So will sich dem äußeren Anschein nach neben der Schwierigkeit des gegenseitigen Verständlichmachens auch noch die Kluft der verschiedenen Weltanschauungen zwischen beiden aufbauen, so daß der Dialog gewiß bald eingeschlafen wäre, wenn nicht doch hinter allen Worten nicht noch ein gewisses Nichtausgesprochenes verborgen gewesen wäre, das hartnäckig die Fortsetzung der Unterhaltung erzwingt.

Wieder ist es außerdem der boshafte Schnellzug, der die Handlung dieser bisher recht alltäglichen Komödie ein Stück vorwärts schiebt: indem er nämlich bei einer plötzlichen Kurve den Franz recht unsanft gegen das Fenster schleudert, mit dem offenbaren Ziel, ihn zu Boden zu reißen. Nur der amerikanisch starke Arm verhindert den Fall. — Die Art indessen, wie er den Franz anpackt, läßt doch auf etwas anderes, als bloße Hilfsbereitschaft schließen. Jedenfalls verweilen beide Reisenden einen Augenblick lang in einer schönen geschlossenen Gruppe. Was jedoch das Denken und Fühlen des Amerikaners noch mehr enthüllt, ist der kurz darauf ausgesprochene und von Franz etwa folgendermaßen verstandene Satz: „Sie sehen einem Freunde von mir so ähnlich!“

Dies will Franz als ein althergebrachtes, aber doch nicht minder bereitetes Bekenntnis von Sympathie erscheinen.

Und gleichsam automatisch reagiert er hierauf mit jener sirenenhaften und grausamen Koketterie des begehrten und seines Bewerbers sicheren Femininums. Denn wie etwa die Täubin den brünstigen Täuberich erst auf tausendfältige Art reizt, ärgert, foppt und irritiert, bis sie ihn erhört, wie sie sich gar nicht genug tun kann in gravitäischem Laufen, plötzlichem Abbiegen, gleichgültigem Futtersuchen oder gar vorsätzlichem Davonfliegen, so daß sie den armen Täuberich immer tiefer in seine Brunst verstrickt, bis er zuletzt ihr gehorsamer Sklave ist! — also spielt auch Franz jetzt den Keuschen, Spröden, Harmlosen, aber doch immer aufs Neue Anreizenden, so daß der sonst so vernünftige Amerikaner,

dem time so sehr money ist, kurz vor Mailand erklärt: Ich werde die Nacht in Milan bleiben, wenn Sie es auch tun!

Franz ist gleichzeitig erfreut und bedenklich: In welches Hotel werden Sie gehen?

Der Amerikaner: Selbstverständlich Excelsior-Palace! Wie in Rom und Naples. Diese Hotels sind sauber und komfortabel.

Franz, zögernd: „Ach... ich gehe nur in ein einfaches Hotel. Ich bin am Ende meiner Reise und bekomme erst in Bern wieder Geld.“ — Er denkt im stillen: „Hätte ich nicht schon mein von der Reisegesellschaft bezahltes Billet erster Klasse, ich wäre ja auch dritter Klasse gefahren. Wenn ich nur reisen kann, Länder sehen!“

Aber der Amerikaner ist bereit, neben seiner Zeit auch seinen Komfort zu opfern: „Wir gehen zusammen in ein einfaches Hotel.“

Der Baedeker wird konsultiert; der Amerikaner steigt zum Hotel du Nord herab.

Franz kennt das Hotel. Für seine Verhältnisse verflucht teuer! Aber, sei es um der Repräsentation, sei es um des Abenteuers willen — er sagt zu! ...

Im Vestibül des Hotels du Nord schreibt der Amerikaner seinen Namen auf: Mr. C. H. Bronklin, Chicago USA. — Er nimmt außerdem ein Zimmer mit zwei Betten — aus Rücksicht auf Franz, weil es billiger ist, als zwei Zimmer mit je einem Bett!

Dann geht man in die Stadt. Franz macht den Cicerone. Man besieht die Galleria Vittorio Emanuele, den Dom, San Lorenzo, das Kastell. Man gelangt schließlich auch vor Lionardos Abendmahl. Mr. C. H. Bronklin begreift die Zweckmäßigkeit der Galerie, der Kirchen, des Kastells. Das Bild sagt ihm weniger. Aber während Franz sich im Feuer seiner Begeisterung abmüht, ihm den Wert des Kunstwerkes verständlich zu machen, sagt der Amerikaner plötzlich: „Ich weiß nicht, ich gewinne Sie mit jedem Augenblick lieber!“ Dabei sieht er bald Franz, bald das Bild, mit großen erstaunten Augen an.

Und gleichzeitig glaubt er auch das Bild schön zu finden. Schön, obwohl es nicht zweckmäßig ist.

Und als man wieder im Freien ist, der Abend kommt, und die Straßen bunter und phantastischer werden, sagt der Amerikaner: „Ich sah nie einen so schönen Abend.“

Als man dann bei Tisch sitzt — M. C. H. Bronklin hat Franz zu einem voluptuösen Diner in der Galerie eingeladen! — sagt er, auf Franz Amhofs graugrünen Homespun-Anzug deutend: „Sie haben alle Farben des Regenbogens in Ihrem Anzug!“

Und später: „Ihre Hände sind so schmal!“

Und noch später: „Ihre Augen sind ganz blau!“

Denn es geht dem nüchternen, nur auf die Zweckmäßigkeit aller Dinge eingestellten Amerikaner an diesem Tage plötzlich eine neue Welt auf.

Franz kann zwar von all dem die Worte schwer verstehen. Aber er weiß doch ganz genau, was ihm gesagt wird. —

Er lächelt wie die Mona Lisa. — (Schluß folgt)